

BEATRIX GERSTBERGER

**DIE
HUMMER
FRAUEN**

ROMAN

dtv



Originalausgabe

© 2025 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

produktsicherheit@dtv.de

© 2025 Beatrix Gerstberger

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Landkarte Maine © Peter Palm, Berlin

Gesetzt aus der Aldus nova

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28476-9

Für Jakob

PROLOG

Der Hummer wird mich überleben, hatte Ann einmal gesagt. Als sie starb, saß er neben ihr auf dem Kopfkissen.

»Und ich schwöre dir, sie hat ein letztes Mal ausgeatmet, so als hätte man bei einer Luftmatratze den Stöpsel gezogen, und da hat er kurz die Farbe gewechselt und war statt blau plötzlich komplett orange.« Julie lachte dieses kehlige Lachen, das Mina selbst nach all den Jahren noch so vertraut war. »Und im selben Moment gab es einen großen Knall, und ich dachte schon, verdammt, da springt ihr nun die Seele aus der Brust und ab geht's durchs Fenster Richtung Meer, aber dann war es doch nur ein Auspuff, der direkt vor dem Haus abgefallen ist.«

Es war sechs Uhr morgens. Durchs Telefon hörte Mina das viertausend Kilometer entfernte Nebelhorn von Stone Harbor. Jenem Dorf, das oft am Morgen vom Nebel verschluckt wurde, so wie es auch die traurigen, geheimen oder verdrängten Geschichten seiner Bewohner zu verschlucken schien, um sie ihnen dann doch irgendwann wieder vor die Füße zu spucken. Sollten sie doch sehen, wie sie damit zurechtkamen. Es gab hier niemanden, der keine Sehnsucht nach etwas hatte. Nach einem Hummerboot mit mehr PS, einem milderem Winter, in dem einem während der Arbeit an Bord nicht die Finger abfroren, nach einer verlorenen Liebe, einer Hand, die einen hielt, ab und zu nach einem Leben in der großen Stadt. Es gab aber

auch niemanden, der wirklich weg wollte aus diesem Blau und dem Glitzern des Meeres an den guten Tagen, aus der feuchten, salzigen Luft, die sich wie ein Pflaster auf ihre Wunden und Wahrheiten legte, die einige unter ihnen am liebsten für immer versteckt hätten. Wird schon wieder.

Und inmitten dieses Glitzerns und des Nebels am Morgen stand am Rand des Wassers ein großes gelbes Haus, in dessen Garten jeden Nachmittag ein blauer Hummer saß und neben ihm eine alte Frau mit kurzen grauen Haaren, die nackten Füße im Gras, die seine Fühler kralte. Es war eines der Bilder, die Mina vor sich sah, wenn sie die Augen schloss und an Stone Harbor dachte. Sie sah auch Julies kleine rundliche Gestalt, deren stets etwas raue Hände ihr Gesicht oft wie zwei Muschelschalen umschlossen hatten und die nach einer Mischung aus Bootsdiesel, Lavendelparfüm und salzfeuchter Haut roch. Sah die Hummerfischer, deren Fangkörbe bei der Fahrt über die Schlaglöcher der Main Street auf den Ladeflächen der Trucks auf und ab hüpfen. Und sie sah Sam. Diesen Blick eines jungen Mannes, den etwas quälte und der trotzdem versuchte, weiterzumachen. Der schon immer da gewesen war und an dessen Liebe sie sich geklammert hatte wie eine Ertrinkende. Der sie hielt und ihnen beiden Hoffnung auf eine Zukunft machte. Als die Hoffnung in ihr mit jedem Monat wuchs und bald nicht mehr zu übersehen war, ihre gemeinsame Zukunft nach neun Stunden Wehen in die Welt glitt, saß er neben ihr in diesem großen gelben Haus und umklammerte ihre Hand, als könnte sie sonst davonfliegen. Bei jeder Wehenwelle, die sie überrollte, hatte sie sich auf den Ton des Nebelhorns konzentriert. Und dann war sie schließlich da gewesen, Luca, die durchscheinende Haut zerknittert, auf dem Kopf ein rotbrauner Flaum. Sein Kind. Dieses zarte Mädchen mit den grünen

Augen, die so schmal war und so zäh, seit dem Moment, als sie auf die Welt gekommen war.

»Hatte Ann einen guten Tod?«, fragte Mina.

»Lief wie am Schnürchen«, sagte Julie. »Aber sie hat sich vorher immer wieder gewünscht, dass du endlich in deinem Leben aufräumst.«

»Aufgeräumter als mein Leben kann ein Leben gar nicht sein«, sagte Mina.

»Und sie hat sich gewünscht, dass du Luca zu ihrer Beerdigung mitbringst«, fuhr Julie fort.

»Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist«, sagte Mina zögerlich.

Sie stellte sich Lucas mürrisches Gesicht vor und hörte sie schon fragen: »Echt jetzt, nach Stone Harbor, was soll ich denn da auf der anderen Seite des Landes?«

»Es ist das Dorf, in dem du geboren wurdest und die ersten Jahre deines Lebens verbracht hast.«

»Und es ist das Dorf, in dem mein Vater dich vor siebzehn Jahren sitzengelassen hat.« Sie würde sich an Carlos wenden, wie immer, wenn sie stritten. »Sag du mal was, Dad.« Carlos, auf dessen Schultern sie in den Kindergarten geritten war. Der ihr abends vorgelesen und ihr das Schwimmen beigebracht hatte. Der ihre Tränen weggewischt und sie mit Eis bestochen hatte. Carlos, der versuchte, immer das Richtige für Mina und Luca zu tun, seitdem er in ihr Leben getreten war, und ihnen deshalb schließlich die schnellste Flugverbindung von Seattle nach Maine heraussuchen würde.

»Mina?«, fragte Julie. »Ihr kommt dann also? Auch Luca? Ann hätte nicht darauf bestanden, wenn es ihr nicht wichtig gewesen wäre.«

»Ich weiß«, sagte Mina. »Natürlich kommen wir, ich verspreche es.«

Sie zog sich eine Strickjacke über ihr Schlafshirt, ging über den Flur und öffnete die Tür zu Lucas Zimmer, um sie zu wecken. Luca hatte das letzte Mal nach Sam gefragt, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie kannte bloß ein Foto ihres Vaters, das ihn auf einem Boot zeigte, das Gesicht in die Sonne gedreht, die Haare nass vom Schwimmen. Aber irgendwann war dieses Foto nicht mehr wichtig. Es gab keinen Körper, an den sie sich hätte schmiegen können. Keine Arme zu diesem fremden Mann, die sie beschützt hätten. Carlos war ihr Schutz und Trost und Halt geworden. Luca schnarchte leise. Mina strich ihr vorsichtig die verschwitzten Haare aus der Stirn. Sie dachte daran, wie Sam ihr kleines schneeweißes Gesicht ein paar Wochen nach der Geburt fotografiert hatte. Die geschlossenen Augen mit den wie zwei Federn zitternden Lidern. Den perfekten Kirschmund, das Grübchen im Kinn, in das er vorsichtig eine Fingerspitze gelegt hatte. Es war das letzte Foto, das er von Luca gemacht hatte, bevor er verschwand.

Erst viel später hatte sie begriffen, dass ein Ereignis in einem Sommer vor fast vierzig Jahren das Scheitern ihrer Liebe unausweichlich gemacht hatte.

1

FRÜHJAHR 2000

Der Tag in jenem ersten Frühling nach der Jahrtausendwende, an dem Mina in ihr Haus gekommen war, war stürmisch. Ann konnte sich später deshalb genau daran erinnern, weil Mr. Darcy an jenem Nachmittag wie immer bei aufkommendem Wind mit wild zuckenden Fühlern neben ihr auf dem Rasen saß und ihr beim Rauchen ihrer Feierabendzigarette zuschaute. Mr. Darcy schätzte eine ordentliche Brise, die die Wellen in den Hafen donnern und den silbernen Hummer auf der Kirchturmspitze von Stone Harbor kreiseln ließ.

Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen, als Ann ihn vor zwei Jahren in einer ihrer Fallen entdeckt hatte. Zuerst hatte sie ihn sofort zurück ins Meer werfen wollen. Er besaß nicht die Mindestgröße, die die Fischereibehörde vorschrieb, um ihn verkaufen zu können. Sein Panzer war von einem leuchtenden Blau. Ann wusste sofort: Einen Hummer mit einer derart extravagan-ten Schalenfarbe gab es nur einmal unter zwei Millionen Artgenossen. Sie setzte ihn in einen Eimer, den sie in eine Ecke der Bootskajüte stellte. Später nahm sie ihn mit nach Hause. Auf dem Dachboden suchte sie das Aquarium, das Carolyn vor fast zwei Jahrzehnten für ihre Goldfische gekauft hatte, die zügig gestorben waren, nachdem sie Ann bald darauf verlassen hatte. Es lag nicht daran, dass Ann die Goldfische nicht gefüttert hätte; es schien einfach so, als hätten sie ein Leben ohne Carolyn nicht lebenswert gefunden. Ann hatte das gut verstehen können.

Mit einem Kanister holte sie Meerwasser aus dem Hafenbecken, überquerte die Main Street, trug den Kanister die steile Treppe zu ihrem Haus auf dem Hügel am Meer hoch und befüllte das Aquarium. Sie nahm den blauen Hummer vorsichtig aus dem Eimer und setzte ihn hinein, gleich neben eine einsame Gummipalme. Er reckte seine Fühler in die Höhe, drehte sie in alle Richtungen, bewegte sich langsam über den Boden, stoppte und starrte Ann an. »Ich hole dir morgen ein paar Steine, Muscheln und Sand, und die Palme fliegt raus, versprochen«, sagte Ann. »Und fürs Erste heißt du Mr. Darcy. Ich denke, du bist so einer, der erst einmal einen Panzer trägt, und wenn er sich häutet, kommt doch kein so großer Idiot zum Vorschein.«

Mr. Darcy schien sein Leben bei Ann zu mögen. Wenn sie nach einem Tag auf dem Boot nach Hause kam, kroch er ganz nah an die Scheibe, und seine Fühler zuckten rhythmisch. Sie gewöhnte sich an, mit ihm zu sprechen. Sie erzählte ihm von dem Tag auf dem Meer, von dem kleinen Wal, der eine Zeitlang neben ihrem Boot hergeschwommen war, von diesem Ameisenhirn von Fischer, dessen Fangleinen sich schon wieder in ihren verheddert hatten. Sie sang für ihn Seemannslieder oder las ihm ihre Einkaufszettel vor. Unter den alten Schallplatten im Regal suchte sie eine Klaviersonate von Schubert oder einen Song von Dolly Parton heraus. Sie beobachtete seine Bewegungen, das Hin und Her seiner Antennen, das Aufrichten seines Kopfes. Er liebte es, wenn sie Dolly Partons »Love Is Like a Butterfly« auflegte. Sie fütterte ihn jeden Abend mit den restlichen Ködern, gab ihm Fischköpfe und ab und zu auch ein Stück von ihrem Marmeladenbrötchen. Einmal im Jahr häutete er sich. Dann zog er sich eine Weile von ihr zurück, verschwand in der Steinhöhle in seinem Aquarium. Erst wenn sein Panzer

wieder fest war, kroch er heraus, richtete die Fühler auf sie, als wollte er sagen: Los, es kann weitergehen, unser Leben.

Dieses Leben hatte seine feste Ordnung. Jeden Abend schnitt sie drei Scheiben Brot ab, belegte sie mit Truthahn, Salatblättern und Käse, schichtete sie mit den weichen Kanten nach oben in eine Metallbox, legte ein paar Möhren und Gurkenscheiben dazu und stellte alles in den Kühlschrank. Sie füllte genau einen halben Liter Wasser in den Behälter der Kaffeemaschine und vier Löffel Kaffeepulver in den Filter. Dann ging sie ins Bett. Sie las drei Seiten in einem der Romane, die sie sich bei Linda Stratford in der Bücherei auslieh. Sie stellte den Wecker, schaltete das Licht aus und schlief umgehend ein, bis drei Uhr früh.

Es war noch dunkel, wenn sie ins Badezimmer ging. Sie tauchte ihr Gesicht in kaltes Wasser, strich ihre kurzen Haare mit den Fingern zurück, verteilte etwas Sonnencreme auf der Haut, zog die alte Jeans an und ihre braune Fleecejacke, ging die paar Meter über die Straße zum Anleger, grüßte die anderen Fischer nur, wenn es ihr passte, band ihr kleines Boot los und ruderte hinüber zu ihrem Hummerboot, der »Carolyn«.

Wenn die Sonne langsam am Horizont emporstieg, war sie längst draußen auf dem Meer und die anderen Boote weit von ihr entfernt. Die Welt gehörte ihr allein, und das war gut so. Sie glaubte nicht an Gott, aber sollte er existieren, dann wäre dies der Moment, an dem sie seinen Sinn für Schönheit bewundern würde. An seinem Geschick, Leiden über die Menschen auszukippen, zweifelte sie dagegen nicht. Sie leerte ihre Fallen, befestigte die neu gefüllten Ködernetze und ließ sie wieder in die Tiefe sinken. Sie besaß zweihundert Fangkörbe, hundert davon

zog sie täglich im Wechsel an Bord. Ihre Wangen waren rot vom Ostwind und prickelten, sie schmeckte das Salz in der feuchten Luft und auf ihren Lippen, und wenn sie sich über die Reling beugte, um die Bojen ihrer Fallen mit dem Haken einzuholen, sah sie für einen kurzen Augenblick das dunkle Grün der tiefen See unter sich schimmern. Ab und zu flammte ein Schmerz in ihrem Rücken auf, den sie ignorierte. Mittags holte sie die kleine Kühltasche unter dem Steuerrad hervor, öffnete die Metallbox und biss in ihr Sandwich. Das Boot schaukelte auf den Wellen, die Möwen trieben wie Popcorn auf dem Wasser.

Carolyn war nie mit hinausgefahren. Sie hatte es für eine verrückte Idee gehalten, dass Ann nach der Pleite ihres gemeinsam geführten Gemüseladens Anfang der Achtzigerjahre mit über fünfzig noch mit dem Fischen anfangen wollte. Wenn Touristen Ann auf der Straße begegneten, in der ausgebeulten Gummihose, an der noch Reste von Köder klebten, dem alten Herrenhemd, das halb aus der Hose hing, mit ihrem zerzausten Haar, ihren zerschrammten Händen, eine Zigarette zwischen den Fingern, dann drehten sie sich zweimal nach ihr um. Sie war für sie eine dieser herrlich knorrig, authentischen Fischermenschen. Carolyn hatte noch eine andere Ann kennengelernt: Röcke, hochhackige Schuhe, Handtasche, das dicke schwarze Haar im Nacken zu einem Knoten geschlungen. Aber die langen Haare waren an Bord lästig gewesen. Sie hatte sie abgeschnitten und nicht mehr gefärbt. »Mein Gott, wie erträgst du es nur, jeden Abend nach totem Fisch zu riechen?«, hatte Carolyn gefragt und ignoriert, dass Ann es war, die mit den Hummern das Geld für sie beide verdiente. Und sie verdiente gut. Als Carolyn gegangen war, hatte Ann reagiert wie ein General bei der Abnahme einer Militärparade – unbewegtes Gesicht, gerader Rücken – und hatte dann Carolyns

Zimmer gründlich geputzt. Sie war hinausgefahren, hatte in den Wind geschrien, aber es hatte nicht geholfen. Nach zwei Tagen gaben ihre Beine nach und irgendwie auch ihr Herz, und sie lag einen ganzen Tag reglos auf dem Sofa. Danach machte sie einfach weiter. Sie war keine Frau, die sich gehen ließ, komme, was wolle. Von April bis Oktober fuhr sie mit dem Boot raus. Genau bis um 15 Uhr. Jeden Tag außer Sonntag. Sie suchte keine neue Liebe mehr. Sie wollte auch von keiner mehr gefunden werden.

Ann saß auf dem Rasen, betrachtete die ersten Tulpen, die sich vor dem Wind duckten, zog an ihrer Zigarette und ließ Mr. Darcy an ihrem rechten Daumen knabbern. Weit draußen konnte man Eagle Island erkennen, ein dünner Strich am Horizont, die Insel, hinter der nichts mehr kam, nur noch das offene Meer. Am Himmel zogen dunkle Wolken auf, aber das kümmerte sie nicht. Kein Boot war mehr draußen. Nahte ein Sturm, steuerte man den Hafen an, vertäute das Boot, drehte den Rücken in den Wind und ging nach Hause. Kein Strandwetter, sagten die Touristen. Die Einheimischen gingen ohnehin nur selten an den Strand.

Reifen knirschten auf ihrer Kiesauffahrt. Sie drückte die Zigarette im Gras aus, stopfte sie in ein altes Marmeladenglas und stand auf. Ellis Jones von Eagle Island half einer jungen Frau von der Rückbank seines Wagens. Die Frau war klatschnass, Algen hingen in ihren kupferroten Haaren und klebten an ihren Armen, ihre Haut schimmerte rosa, fast violett. Ann lief die Auffahrt hinunter. »Angelst du deine Frauen jetzt schon aus dem Meer, Ellis? Weißt du nicht, dass es in den *Fishermen's News* auch eine Rubrik mit kontaktfreudigen Frauen aus dem Ort gibt?«

Ellis reagierte nicht darauf und schob ihr die Frau entgegen: »Du musst sie aufnehmen, Ann«, sagte er. »Ich habe sie am Strand gefunden, als ich mit dem Hund unterwegs war, keine Ahnung, wie sie da hingekommen ist, aber ich habe keine Zeit, ich muss meinen neuen Motor aus Billings Werkstatt abholen und dann gleich wieder zurück.«

»Und da ist dir eingefallen, dass du sie hier abladen kannst?«

»Wo sonst?«, entgegnete Ellis. »Ann Pretchett, du nimmst bekanntermaßen alles auf, was sich im Meer an seltsamen Kreaturen findet. Ich sag nur: Mr. Darcy.«

»Zum Glück hat sie keinen Fischeschwanz und Silberpailletten auf den Brüsten«, sagte Ann. »Aber ich nehme an, dann hättest du sie doch mit nach Hause genommen.«

Ellis grinste und blickte die junge Frau an. »Alles Gute«, sagte er zu ihr. Er kletterte in seinen Truck, wendete und drückte kurz auf die Hupe.

Ann musterte die junge Frau. Ihre grünen Augen waren klar, feinste Muschelsplitter hingen in ihren Augenbrauen, ein kaum blutender Riss zog sich am Rand ihrer Oberlippe entlang. »Na dann«, sagte sie, nahm sie sanft beim Arm und zog sie die Auffahrt hoch in den kleinen Windfang hinter der Haustür. »Bleib hier, ich hol dir was, damit du dich abtrocknen kannst.«

Ann ging nach oben, kam mit ein paar Handtüchern zurück und reichte sie der jungen Frau. Dann ging sie nach hinten in den Garten, hob Mr. Darcy in die Höhe und sah ihn an: »Mr. Darcy, im Windfang steht so eine Art Meerjungfrau und tropft den Teppich voll. Wie denkst du darüber?« Doch Mr. Darcy zuckte nur mit seinem rechten Fühler und starrte sie an. Sie setzte ihn ins Aquarium. Die junge Frau stand immer noch ratlos und zitternd im Windfang. »Na los, Klamotten

runter, und zwar alles«, kommandierte Ann. »Und dann ab ins Bad.« Sie gehorchte wortlos, zog ihre Hose und die weiße Bluse aus und ließ beides auf den Teppich fallen. Sie folgte Ann die Treppe hinauf in ein Badezimmer mit blassgrünem Waschbecken, altrosafarbenen Fliesen und einer schmalen Duschwanne mit einem Plastikvorhang. Ann drehte an den Hebeln mit den rissigen Porzellanknäufen, die Dusche sprang mit einem ruckelnden Stöhnen an. Sie hielt ihre Finger in den Wasserstrahl. »Warm genug«, sagte sie. Sie verließ das Bad und kehrte kurz darauf mit einem verwaschenen T-Shirt und spitzenbesetzter Seidenunterwäsche zurück. »Das kannst du anziehen.« Sie bemerkte den überraschten Blick der jungen Frau. »Sieht nicht so aus, als gehörte es mir, ich weiß. Tut es auch nicht. Hat jemand hier vergessen.« Sie schloss die Tür mit einem Ruck. »Wie heißt du übrigens?«, rief sie durch die geschlossene Tür.

»Mina«, kam die leise Antwort.

Ann ging nach unten zum Telefon und wählte Julies Nummer. Sie klemmte den Hörer unters Kinn und nahm eine Zigarette aus der Schachtel. Ausnahmsweise würde sie heute eine zweite rauchen müssen. Nach dem vierten Klingeln nahm Julie ab.

»Du wirst es nicht glauben, ich habe eine Meerjungfrau im Haus.«

»Aber klar doch. Was für ein Kraut hast du denn geraucht?«

»Nein, im Ernst. Ellis hat sie am Strand aufgelesen und sie bei mir abgeladen.«

»Dann herzlichen Glückwunsch. Es ist ein Mädchen. Wie soll es heißen?«

»Mina. Und als Info für dich: Sie schreit nicht, kann schon die Augen offen halten und auch ein wenig sprechen. Und sie riecht nach Algen und Meerwasser und alten Muscheln.«

»Frisch geschlüpft, würde ich sagen.«

»Im Ernst, sie sieht aus wie Mitte zwanzig und duscht gerade oben. Ich hab ihr ein paar alte Klamotten von mir rausgelegt.« Ann zögerte. »Und Unterwäsche von Carolyn, die ich noch hatte.«

»Du hast ihre Unterwäsche aufbewahrt?«

»Ich habe sie nicht seit Carolyns Abgang bei mir im Bett liegen, falls du das meinst.«

»Mir ist nichts Menschliches fremd.«

»Könntest du morgen Nachmittag vorbeikommen und mit ihr reden?«

»Spricht sie eine Sprache, die du nicht beherrschst?«

»Ich tauche nicht so gern in die Welt von anderen ein, das solltest du wissen. Du dagegen schon.«

»Warum bist du hier und wo willst du hin – das kannst du sie ja wohl fragen.«

»Außerdem muss ich morgen früh mit dem Boot raus, und dann sollte ich mich endlich um den Leberfleck auf meinem Arm kümmern. Der wird immer größer, ich denke, ich fahre morgen mal nach Portland in die Klinik, um das abchecken zu lassen.«

»Und mit Glück ist sie wieder weg, wenn du zurückkommst, und hat nur eine schleimige Algenspur von ihrem Fischschwanz auf den Dielen hinterlassen, hoffst du. Klappe halten, umdrehen, wegfahren, und das Problem löst sich in Luft auf. Funktioniert selten, Ann. Aber klar, ich komme morgen Nachmittag vorbei.«

2

FRÜHJAHR 2000

Regentropfen knallten auf das Dach wie kleine Schrotkugeln. Im Gebüsch vor Julies Haus saß eines dieser gefräßigen grauen Eichhörnchen, die sie nicht leiden konnte, und leckte sich das Fell. Es war kein guter Tag, um mit dem Boot rauszufahren, das hatte sie gleich gesehen, als sie gegen sechs Uhr aus dem Fenster geschaut hatte. Der Himmel hing schwer wie Blei über Stone Harbor. Sie legte sich noch einmal ins Bett, aber sie konnte nicht mehr einschlafen. Neben ihr schnarchte Watson. Sie hatte ihn vor ein paar Jahren aus dem Tierheim geholt. Ein Hund, der beste Freund des Menschen. Jetzt war er alt und kaum noch dazu zu bewegen, ihr Bett zu verlassen. Sie griff über seinen schwer atmenden Körper hinweg nach der Liste auf dem Nachttisch, die sie gestern Abend geschrieben hatte: Hundefutter besorgen, sich bei dem Mädchen im Donut Store entschuldigen, Hummerball.

Als sie vor zehn Jahren nach dem Unfall aus dem Koma erwachte, war das Leben für sie voller komplizierter Regeln, die sie erst wieder lernen musste. Sie hatte auch vor dem Unfall schon kein Blatt vor den Mund genommen. Doch jetzt verrutschte manchmal etwas in ihrem Ton und ihrer Wortwahl, so wie gestern, als sie das Donut-Mädchen einen langsamen, arschtötierten Zombie genannt hatte. Aber sie hatte gelernt, sich zu entschuldigen, wenn auch mit einem gewissen Mangel an Demut. In der Sache habe sie ja durchaus recht gehabt, fand sie.

Sie ging ins Badezimmer und stolperte über die Handtücher, die sie am Abend zuvor auf den Boden geworfen und dort vergessen hatte. Sie konnte einfach keine Ordnung halten. Ganz im Gegensatz zu Ann. Die hatte für alles einen Haken, ein Regal. Als sie sich nach dem Duschen eincremte, strich sie über die Wölbungen ihres Bauchs und die Narbe, die quer darüber verlief. Sie hatte zugenommen in den letzten Jahren. Jedes Mal wenn sie versuchte, Gefühle herunterzuschlucken, die sie seit dem Unfall oft nicht mehr sofort einordnen konnte, musste sie zu etwas Süßem greifen. Sie würde noch etwas abnehmen müssen, um in das Kleid zu passen, das sie sich schon vor Monaten in Bangor gekauft und danach tief im Schrank vergraben hatte. Aber für heute hatte sie sich vorgenommen, endlich Malcom Leary zu fragen, ob er sie zum Hummerball begleiten würde. Er war einer von zwei Junggesellen im Dorf, und das nicht ohne Grund. Irgendwo muss man ja anfangen, wenn man was ändern will im Leben, dachte Julie. Der Ball sollte im Saal des *Fisherman's Wharf* stattfinden. Eine Kapelle würde spielen. Es würde Bier und Selbstgebrannten geben. Herausgeputzt wären sie alle, das wusste sie, sie würden tanzen, schwitzen, ihre Hemden aufknöpfen, die Ärmel hochkrepeln, und wenn sie Glück hätte, würde eine der Fischerfrauen ihr zunicken und sie an ihren Tisch winken, während Malcolm mit ordentlich Promille im Blut sich draußen mit den anderen prügelte. Irgendeinen Anlass gab es immer.

Auch nach vier Jahren in Stone Harbor hatte sie keine Freundin außer Ann. Dabei hatte sie es anfangs wirklich versucht: war durch die stets offene Vordertür der Häuser getreten, hatte laut Hallo! gerufen, und wenn niemand antwortete, hatte sie sich an den Esstisch gesetzt und in einer der Zeitschriften geblättert, die dort lagen, ein Kreuzworträtsel gelöst, sich einen

Tee gemacht, eine zweite Tasse auf den Tisch gestellt und gewartet. Zwei Frauen und zwei Teetassen. Über Kinder, Bingo-Abende, den besten Hummerauflauf, Krankheiten und Todesfälle reden, so lief das doch. War das Warten umsonst, ging sie ins nächste Haus, klopfte der Fischersfrau, die gerade mit dem Rücken zu ihr vielleicht Sahne schlug oder am Herd stand, von hinten auf die Schulter und amüsierte sich über ihren erschreckten Aufschrei. Das machte sie ein paar Wochen lang, dann gab sie auf. Keine der Frauen schien sich wirklich über ihren spontanen Besuch zu freuen. Sie lächelten mit schmalen Lippen, wechselten ein paar Worte mit ihr und deuteten dann an, dass sie es doch mal bei der Nachbarin versuchen könne. Schottisch-norwegische Fischeraristokratie. Zweihundert Jahre auf demselben Felsen am Meer. Was hast du denn gedacht, Julie Barker, dass wir hier auf eine wie dich gewartet haben?

Beim Hinausgehen piff sie nach Watson. »Pitbull außer Dienst, weil zahlos«, sagte sie jedes Mal, wenn sie merkte, dass Leute vor ihm zurückschreckten. »Los, hoch, alter Mann.« Sie zeigte auf den Beifahrersitz. Seit ihrem Unfall frühstückte sie jeden Tag allein, abgesehen von den ersten Monaten im Krankenhaus, als ihr erst Schwester Rosalie eine ordentliche Portion Nährstoffe durch die Magensonde verabreicht hatte und später ihre Mutter sie mit kleingeschnittenen Brothäppchen fütterte, als wäre sie wieder drei Jahre alt. Ihr Verlobter Jason hatte sich wenig später von ihr getrennt, seitdem hatte es niemanden mehr in ihrem Leben gegeben, der morgens neben ihr im Bett lag. Außer Watson. Sie war schon eine gefühlte Ewigkeit eine dieser Frauen, deren Einkaufswagen man im Supermarkt ansah, dass sie allein lebte. Wenn es also frühmorgens zu kalt oder zu stürmisch war, um aufs Meer zu fahren, frühstückte sie in Karens Bäckerei.

Sie steuerte den Truck über die regennasse Straße. Kurz vor dem Dorf sah sie durch die noch kahlen wilden Brombeerbüsche das graue Meer. Sie hatte ihre Hände genau auf 10 und 14 Uhr auf dem Lenkrad, hielt ihren linken Zeigefinger permanent abgespreizt in die Höhe. Es war eine Art Dauergruß für jeden, der ihr entgegenkam. Damit ging sie auf Nummer sicher. Grüßen war die tägliche Überprüfung, ob man drinnen oder draußen war. Jeder im Dorf hatte seine ganz eigene Art dabei. Einige winkten mit der ganzen Hand, das waren die frisch Zugezogenen. Manche hoben zwei oder drei Finger, manche nur einen wie sie, Einzelne streckten dem Entgegenkommenden den Mittelfinger entgegen. Wieder andere grüßten nur die, die seit dreißig oder vierzig Jahren hier lebten, bestimmte Leute sogar nur die, die hier geboren waren und sich als »echte Mainers« bezeichnen durften. »Salz der Erde«, so nannten sie sich untereinander.

Sie hielt am Pier und ging hinüber zur Halle der Hummer-Kooperative. Malcom Leary stand hinter einem Tisch, den er gerade mit einem Lappen von den Resten der Heringsköder säuberte. Er war etwas zu dick, fand Julie, aber sie war ja auch ein wenig zu kurz geraten. »Hallo, Malcolm«, sagte sie. »Kleine Info für dich, ich gehe zum Hummerball.«

»Tatsächlich? Ich hab dich da noch nie gesehen.«

»Deshalb dachte ich ja, ich lasse mich mal blicken.«

»Hmmm«, brummte er. »Willst du Köder kaufen?«

»Nein, heute nicht«, sagte Julie. »Ich gehe übrigens allein hin.«

»Wohin?«

»Zum Ball.« Sie schluckte das Wort »Idiot«, das in ihr aufgestiegen war, schnell hinunter. »Du gehst wahrscheinlich auch hin, oder?«

Jetzt blickte Malcolm endlich auf. »Ich gehe jedes Jahr.«

»Allein?«

»Ist doch kein Abschlussball oder so was«, sagte Malcolm.
»Natürlich allein, seit Charlene mich wegen des Touristen aus New York sitzengelassen hat.«

»Könntest du dir vorstellen, dass wir beide zusammen, ich meine, zusammen allein dahingehen?«

In seinem breitflächigen Gesicht zog Misstrauen auf. »Willst du mich etwa einladen?«

»Wenn du das so nennen willst.«

»Okay.«

»Was okay?«

»Ich komme mit. Die Drinks gehen auf dich, und glaub ja nicht, ich steck mir so ein dämliches Sträußchen an die Anzugjacke.«

Julie grinste. »Kein Problem. Würde auch nichts mehr helfen. Bis dann also.« Als sie aus der Halle der Kooperative ging, zog sie ihre Liste aus der Jackentasche und machte einen kleinen Haken hinter »Hummerball«.

Sie stieg wieder in ihren Wagen und parkte vor dem Eingang der Bäckerei, einem zweistöckigen grauen Gebäude in der Mitte der schmalen Main Street. Als sie zusammen mit Watson Karens Laden betrat, begrüßte sie Linda Stratford, die die örtliche Bücherei leitete. Linda stand vor dem Tresen und biss leicht gebeugt in ihr allmorgendliches Croissant mit Himbeermarmelade, damit ihr Mann sie nicht sehen könnte, sollte er in diesem Moment an der Bäckerei vorbeifahren. Julies Stammplatz war in der rechten Ecke, direkt am Fenster. Karen schob ihr einen Kaffee rüber. »Focaccia mit Rosmarin?« Julie nickte. Sie schaute aus dem Fenster. Eine große Frau mit hochgesteckten weißblonden Haaren überquerte direkt vor der Bäckerei

die Straße. Sie trug Cowboystiefel und eine armdicke glänzende Kette.

»Klunker am Hals, Klunker an den Füßen, Klunker überall«, hörte sie hinter sich die Stimme von Linda Stratford. »War schon mal besser hier, bevor Ex-Bankerinnen aus New York glaubten, sie könnten ein Hotel in einem Fischerdorf eröffnen und die Kerle mit ihren hohen Absätzen verrückt machen.«

»Spricht aus dir der Neid der Besitzlosen, Linda?«, fragte Julie.

Und dann sah sie ihn, Nat Cooper, der versuchte, seinen Truck in eine viel zu kleine Parklücke zu zwängen. Mit der Stoßstange schob er das Auto mit dem New Yorker Kennzeichen vor seinem ein bisschen nach vorne, setzte zurück, schubste noch mal nach vorne, stieg aus und blickte zufrieden auf seinen Wagen. Er drehte sich zur Bäckerei um und winkte ihr zu. Julie zuckte zusammen. Es war gerade nicht einfach mit ihm. Es hatte eine Zeit gegeben, da war sie jeden Tag als sein Achtermann mit ihm rausgefahren. Sie hatten bei dieser gemeinsamen Arbeit ihren ganz eigenen Rhythmus gefunden. Aber dann war Ethel, seine Frau, krank geworden und er nicht mehr am Hafen aufgetaucht. »Du musst dir jemand anderen suchen, bei dem du mitfahren kannst«, hatte er zu ihr am Telefon gesagt, als sie ein Haustier, das man einfach weiterreichen konnte. Seitdem war sie entschlossen gewesen, ihr eigenes Boot zu kaufen, endlich unabhängig zu werden von den Launen und Sprüchen der anderen Fischer, bei denen sie nun wieder an Deck aushalf. Das war jetzt acht Wochen her. »Da ist Nat«, sagte Karen. »Er sieht nicht gut aus. Weißt du, wie es Ethel geht?« Julie schüttelte den Kopf.

»Sie sollte sich das nicht antun«, sagte Linda Stratford unvermittelt. »Sie ist doch viel zu alt, um auch noch irgendwelche Mädchen aufzunehmen.«

»Erstens hat Ellis sie am Strand gefunden und zweitens, wie kann man zu alt sein, um jemandem zu helfen, der in Not ist?«, fragte Karen.

»Ich nehme an, ihr sprecht von Ann«, mischte Julie sich ein.

Karen nickte. »Dorftratsch.« Linda holte das Fernglas, das jederzeit griffbereit auf dem Fensterbrett lag, und richtete es auf Anns Garten auf der anderen Straßenseite. Vielleicht würde sie ja die Frau aus dem Wasser entdecken. »Ann ist doch viel zu gefährlich für so ein junges Ding«, sagte sie.

»Was willst du denn damit sagen?«, fragte Julie.

»Du weißt genau, dass sie hier vor zwanzig Jahren mit ihrer zehn Jahre jüngeren Freundin aufgetaucht ist, die dann plötzlich verschwand«, gab Linda zurück. »Ausgerechnet hier, wo es doch rund dreitausend weitere Inseln in Maine gibt, die unbewohnten mit eingerechnet. Und dann ist ihre Freundin ganz plötzlich wieder verschwunden. Das ganze Dorf hat gerätselt, warum, aber Ann hat sich nie dazu geäußert. Gestern erst habe ich noch zu meinem Mann gesagt: Kannst du es nicht lassen, diese Frau zu grüßen? Die ist so kalt wie das Wasser, in dem sie jeden Tag fischt.«

Julie musterte Linda. Ihre zu einem dünnen Zopf gebundenen Haare, die braunen Schnürschuhe, die fahle Strumpfhose und den strengen Mund.

»Ich war immer dagegen, dass Frauen fischen. Das ist Männersache. Ein Boot ist kein Ort, an dem eine Lady ihre Zeit verbringen sollte. Noch nicht mal Toiletten gibt es dort«, sagte Linda.

»Es ist halt nicht jeder Frau gegeben, sich zum Pinkeln aufs

Deck zu hocken und das Ergebnis mit dem Schlauch wegzu-spülen. Ich könnte es dir beibringen, Linda«, bot Julie ihr an, und Karen verschluckte sich vor Lachen. Linda bezahlte und verließ den Laden mit einem gemurmelten Gruß.

Julie mochte Anns raue Art. Höflichkeit war ihr fremd. Ehrlich bis auf die Knochen, sagten die anderen Fischer über Ann. Sie hatte Julie anfangs ignoriert. So ein Frauending auf dem Meer, das interessiere sie nicht, hatte sie nur knapp geantwortet, als Julie sie nach einem Jahr, in dem sie beide sich jeden Morgen im Hafen nur mit einer flüchtigen Handbewegung begrüßt hatten, auf ein Bier eingeladen hatte. Danach war Julie ihr aus dem Weg gegangen. Aber eines Abends, als sie die leeren Köderkisten ausgewaschen hatte und gerade zu ihrem Truck ging, hatte Ann plötzlich vor ihr gestanden. »Du kannst heute Abend bei mir essen.«

»Ginge es auch morgen?«, hatte Julie gefragt. Ann hatte sie bloß wortlos angeschaut.

»Dann wasch ich mir wohl besser die Hände und komme mit, Mam«, hatte Julie gesagt. Ann hatte sich umgedreht und war mit großen Schritten vorausgegangen.

Im Haus hatte Julie dann zum ersten Mal Mr. Darcy gesehen. Er saß am Boden seines Aquariums und rührte sich nicht. Ann bemerkte ihren Blick. »Das ist Mr. Darcy«, sagte sie. »Haustiere sind ja immer eine Stütze, wenn man einsam ist«, sagte Julie.

Ann zuckte mit den Schultern. »Ich glaube, der einzige Zweck von Haustieren ist es, kleine Kinder frühzeitig mit dem Tod bekannt zu machen.«

»Okay, apropos Tod. Warum hast du mich zum Essen eingeladen? Hast du Krebs oder so was? Willst du, dass ich dir dein Boot abkaufe, weil du nicht mehr lange hast?«

»Tut mir leid, da wirst du dich hinten anstellen müssen, ich habe es schon jemand anderem versprochen.«

»Dann wäre ja alles geklärt«, sagte Julie. Und das war es. Sie wussten noch nicht viel voneinander, aber sie erkannten eine Überlebende, wenn sie eine trafen. Ab jetzt gingen sie manchmal morgens gemeinsam zu ihren Booten. Die eine wortkarg, schroff, hochgewachsen, sehnig, die andere sprudelnd, knubbelig, wendig, unverblümt, mit einer Vorliebe für rosafarbene T-Shirts mit Schmetterlingsmotiven oder Strass-Sternchen. Sie waren nicht hier geboren, das Leben hatte sie in dieses Dorf mit seinen 476 Einwohnern gespült – Gäste, die niemand eingeladen hatte und die trotzdem bleiben würden.

»Verdammt«, sagte Julie jetzt. »Was macht Nat denn da?« Nat Cooper stand hinter der Ladeklappe seines Trucks und kratzte sich am Kopf. Auf dem Boden zwischen seinem Truck und dem New Yorker Wagen lag eine kleine Katze, sie bewegte sich nicht. Nat schaute auf seinen Reifen, dann auf die Katze, kniete sich neben sie, hob sie hoch und versuchte sie zu beatmen. Schließlich legte er sie behutsam zurück auf den Asphalt und begann zu weinen. »Um Himmels willen!«, rief Julie. Sie sprang auf und lief zu Nat, packte ihn am Ellenbogen und zog ihn auf die Beine. Er wischte sich mit einem großen weißen Lappen übers Gesicht und legte die Katze auf die Rückbank seines Wagens, bekreuzigte sich und fuhr davon. Julie schaute ihm ratlos hinterher und ging zurück in Karens Bäckerei. »Das verkraftet er nicht, wo Ethel doch so krank ist«, sagte sie.

3

FRÜHJAHR 2000

Minas Blick fiel als Erstes auf einen weinenden Mann mit einer Katze auf dem Arm, als sie am nächsten Morgen nach unruhigem Schlaf in diesem fremden Bett die Vorhänge aufzog. Der Mann legte die Katze vorsichtig hinten in seinen Truck und fuhr los. Eine Frau mittleren Alters in einem roten Anorak mit aufgestickten Feen auf dem Rücken schaute ihm kopfschüttelnd hinterher. Es war kurz vor acht. Stromleitungen durchschnitten den noch grauroten, dunstigen Morgenhimmel, große Möwen hockten darauf, zu fett zum Fliegen. Sie legte sich wieder in das riesige Bett mit den verschnörkelten Eisenstangen, von denen die Farbe abplatzte. Die Tapete an der Wand gegenüber schimmerte seidig. Palmen, Männer in Gondeln, bunte Häuser, Zitronen, Orangenbäume. Es war anscheinend das Zimmer von jemandem gewesen, der gerne woanders zu Hause gewesen wäre als in einem nebelverhangenen Fischerdorf in Maine. Die Geräusche des Hauses in der Nacht waren ihr unheimlich gewesen. Das Knacken der Balken in der nächtlichen Stille, das Stöhnen, wenn der Wind am Dach zerrte. Sie hatte das weiße Laken über den Kopf gezogen, versucht zu schlafen. Doch die Stunden vergingen, sie wälzte sich nur von einer Seite zur anderen, bevor sie in ein dämmriges Träumen glitt. Als sie aufwachte, war sie erschöpft. Sie fühlte sich immer noch, als sei sie in einer Schneekugel gefangen, durch das Glas um sie herum drang die Welt nur dumpf zu ihr, seit dieser Mann sie wie ein Stück Möbel bei der streng

wirkenden Frau mit der rauhen und tiefen Stimme abgestellt hatte.

Der Wind hatte aufgefrischt, als sie gestern in das Kajak gestiegen war. Sie paddelte dagegen an, ihre Arme ermüdeten und kribbelten, ihr Atem ging schneller. Sie versuchte, ihre Kamera aus dem Handtuch zu ziehen, das hinter dem Kajaksitz lag. Das Kajak kippte seitwärts, sie schaffte es noch, sich strampelnd daraus zu befreien, doch dann ging die Welt unter. Sekunden oder Minuten später, das konnte sie nicht sagen, fand sie sich hilflos wie ein angespülter und auf dem Rücken liegender Krebs am Strand wieder. Dabei hatte sie nur die Inselgruppe mit den kleinen Fichten fotografieren wollen. Sie erinnerten sie an die Kajaktouren, die sie in ihrem letzten Feriensommer in Maine gemacht hatten: Sie hatte hinter ihrem Vater im Kajak gesessen, Fische waren neben ihnen hochgesprungen. Ihr Vater hatte später noch manchmal davon erzählt. Aber nur bruchstückhaft, so als sei etwas aus seiner Erinnerung in die Welt geschlüpft, das er wieder zurückstopfen musste. Ihre Mutter schaute ihn dann mit einem leichten Kopfschütteln an. »Mehr«, sagte Mina jedes Mal, »erzähl mehr von früher.«

»Da war nicht mehr«, hatte er stets schnell geantwortet.

Als sie älter wurde, hörte sie auf zu fragen, aber sie wusste: Da war mehr gewesen, Leichtigkeit und Wärme und Glück. »Das Kind fragt und fragt«, seufzte ihre Mutter. »Was soll nur aus ihr werden.«

Und was war aus ihr geworden? Mina Gray, die ihren Uniabschluss vermasselt hatte, die immer noch bei ihren Eltern wohnte, weil sie einen schlecht bezahlten Aushilfsjob nach dem nächsten machte und sich keine eigene Wohnung leisten konnte. Das war aus ihr geworden, dachte sie nun, eine von den

Ruhigen, die nicht auffallen, deren Leben irgendwie nichts Halbes und nichts Ganzes war, und die zu blöd war zum Kajakfahren. Sie spürte ihre Rippen, jede einzelne. Sie atmete scharf ein vor Schmerz. Der Mann, der sie am Strand gefunden hatte, hatte sie vorsichtig zu seinem Truck getragen, sie behutsam auf die Rückbank gelegt. Sein schwarzer Labrador war auf den Beifahrersitz gesprungen und hatte gleichgültig zu ihr nach hinten geschaut. Im Inneren des Wagens hatte es nach Öl und Rasierwasser gerochen. Der Mann hatte sie nach ihrem Namen gefragt. »Mina«, hatte sie gesagt. Er hatte lange in den Rückspiegel geblickt, als suchte er etwas in ihrem Gesicht, hatte sich wieder abgewendet und kurz die Hand auf den Labrador gelegt. »Du kommst jetzt erst mal mit. Ich denke, ich bringe dich am besten zu Ann.« Danach hatte er geschwiegen. Man mischte sich nicht ein in die Angelegenheiten anderer, hier in Maine. Man staunte vielleicht über eine junge Frau, die algenverschmiert am Strand lag, aber man stellte keine unnötigen Fragen.

Mina kletterte aus dem Bett und zog die Sachen an, die Ann ihr gestern noch ins Zimmer gelegt hatte. Eine Hose und ein Pullover, der ihr bis zu den Knien reichte. Er roch nach Staub und etwas Süßlichem wie altem Parfüm. Im Haus war es still. Ann schien nicht da zu sein. Sie hatte ihr am Vorabend noch beschrieben, wie die Kaffeemaschine funktionierte. »Den Rest besprechen wir, wenn ich vom Boot zurückkomme. Zwei Regeln: Mr. Darcy bleibt im Aquarium und die Haustür wird nicht abgeschlossen, das machen hier nur Touristen.« Mina ging in die Küche, nahm ein Glas vom Regal, öffnete den Wasserhahn und trank, als hätte sie tagelang gedurstet. Auf dem Küchentisch standen eine Kaffeetasse, Toastbrot und ein Glas Erdbeermarmelade. »Greif zu«, las sie auf einem Zettel, der auf einem Teller mit Goldrand lag.

Ihre Mutter hatte ihr damals, als alles noch wie immer gewesen war, jeden Morgen ein Brot mit Frischkäse geschmiert. Wenn Christopher in die Küche kam, begann sie zu leuchten. Ihre Welt war erst mit ihm perfekt, er konnte nichts falsch machen. Und er war ja auch für Minas Glück zuständig. Christopher schnüffelte an ihren Haaren, wenn er verschlafen hereinschlurfte. »Mein kleines Stinktief«, sagte er und hielt sich die Nase zu. Sie schrie auf und schlug auf ihn ein. Er wehrte sie lachend ab, hob sie hoch und setzte sie auf seine Schultern. Später, nach jenem letzten Sommer auf Eagle Island, konnte er niemanden mehr zum Leuchten bringen. Manchmal strich er ihr noch flüchtig übers Haar, und dann sah sie die Zärtlichkeit von früher. Aber er konnte niemandem mehr in die Augen blicken, er sah sie nicht mehr wirklich, das spürte sie. Er war jetzt oft plötzlich wütend. Und je wütender er den Eltern gegenüber wurde, desto braver und höflicher versuchte sie zu sein.

Nach seinem Tod vor sechs Monaten hatte sie Wochen später ein Foto in seinem Zimmer gefunden, auf dem er fast halb so alt gewesen war wie am Tag seines Motorradunfalls. Sechzehn Jahre. Sie erinnerte sich, wie sie damals seinen Geburtstag in ihrem Garten in Philadelphia kurz vor ihrer Abfahrt nach Maine gefeiert hatten. Ihre Mutter hatte versucht, seine stets abstehenden Haarwirbel mit etwas Spucke zu glätten, bevor die Gäste kamen. »Fass mich nicht an«, hatte er angewidert gezischt, und Judith hatte es nicht mehr gewagt, ihn zu berühren. Das Foto aus jenem Jahr zeigte die Version von Christopher und ihr, die sie tief in ihrem Inneren wie einen Schatz hütete: Sie saßen in einem Boot auf dem Meer, sie schaute direkt in die Kamera, als wollte sie der Welt mitteilen, wie glücklich sie war. Sie konnte sich an diesen Tag erinnern, weil sie dieses Glück gespürt hatte wie Sand, der sich auf den Körper legt. Sie

hatte die Zunge aus dem Mund gestreckt und versucht, den Salzgeschmack der Luft damit einzufangen. Damals konnten sie sich noch alles vom Leben wünschen.

Sie hätte in Philadelphia bleiben und das alles wieder vergessen können, aber der Gedanke an diesen Tag auf dem Meer mit ihrem Bruder ließ sie nicht mehr los. Da war etwas in ihr, das rauswollte, raus aus dieser dumpfen Stille im Haus ihrer Eltern. Sie wollte die Welt wieder spüren, und so hatte sie am Tag zuvor eine Tasche gepackt und war einfach losgefahren, Richtung Nordosten. Einem Gefühl und einem Geschmack entgegen, die sich vielleicht gar nicht wiederfinden ließen.

Sie machte sich einen Kaffee und ging mit dem Becher in der Hand durch die Räume. Viele Möbel in den Zimmern waren anscheinend so alt wie das Haus, von Besitzer zu Besitzer weitergereicht. Sie setzte sich in einen abgewetzten Schaukelstuhl, der tiefe Spuren in die Dielen gegraben hatte. Durch das zugige Holzfenster sah sie, wie eine Frau die Tür zu einem einstöckigen Gebäude öffnete. »Gemeindebibliothek«, las Mina auf einem Schild über der Tür. Sie schob das Fenster nach oben, feuchte Luft drang in das Zimmer, und aus der Ferne hörte sie den langgezogenen Ton des Nebelhorns.

Sie nahm eine Jacke mit zu langen Ärmeln vom Haken und ging hinaus. Hinter dem Haus führte ein schmaler, mit Muschelresten bedeckter Weg zwischen verstreut liegenden Häusern mit Veranden hügelaufwärts. Von oben sah das Dorf aus, als ob es sich ins Meer ergösse. Die meist zweigeschossigen, schmalen pastellfarbenen Holzhäuser, die Schindeln von der salzigen Luft gebleicht, hockten auf den Granitfelsen. Ein paar Bäume und zartgelb blühende Forsythien klammerten sich

an die kümmerliche Erde über den Felsen. Eine weiße Holzkirche, eine Tankstelle und eine Straße, die sich den Hügel hinunter zum Meer schlängelte und an ihrem Ende zur Main Street mit einem Supermarkt wurde, auf dessen Parkplatz Trucks emsig wie Ameisen hin und her fuhren. Sie sah Männer, die auf Boote sprangen, LKWs, die zum Hafen fuhren und dort große Metallkisten aufluden, auf denen das Zeichen einer Hummer-Kooperative aufgepinselt war. Noch weiter draußen konnte sie Eagle Island erahnen, eine verschwommene Linie im Dunst.

Zu Hause in Philadelphia hing in der Küche eine Postkarte mit einer ähnlichen Perspektive auf Stone Harbor und das vorgelegte Eagle Island am Kühlschrank. Niemand hatte sie in all den Jahren entfernt. Doch nach jenem Sommer hatten sie ihre Ferien an anderen Orten verbracht. Florida, Kalifornien, der Grand Canyon, die Niagarafälle. Christopher war nicht mehr mitgekommen. In seinem letzten Jahr auf der Highschool hatte er sich freiwillig für ein Sommercamp angemeldet, etwas, was er früher vehement abgelehnt hatte. Während der Fahrt dorthin hatte er mit versteineter Miene auf der Rückbank gesessen. Fremd wie ein zufällig mitgenommener Anhalter. »Alles gut, Christopher?«, hatte ihre Mutter gefragt. »Egal«, hatte er erwidert. »Es ist einfach scheißegal.« Mina hatte gesehen, wie seine Hand sich um die Armlehne krampfte und kleine Sonnenflecken darüber hinweghuschten. Er hatte sich nicht verabschiedet, hatte einfach seine Tasche aus dem Kofferraum genommen und war zum Eingang des Camps gegangen. Dann hatte er sich plötzlich noch mal umgedreht, als habe er etwas vergessen, hatte ihr zugezwinkert und sich die Nase zugehalten. »Stinktief«, hatte sie geflüstert.

Mina ging hinunter zum Hafen. Sie kam an einem Diner vorbei, in dem ältere Männer schon eine Weile vor übergroßen Kaffeetassen zu sitzen schienen. Der Duft von gebuttertem Toast und Eiern mit Speck zog aus der offenen Tür. Sie hörte die Männer sprechen mit diesem Maine-Akzent, an den sie sich jetzt erinnerte. Die langen Vokale, die verschluckten Rs, der singende Tonfall. Sie setzte sich auf die Mauer an der Mole. Es war Ebbe, und man sah die Stelzen der Häuser, die direkt am Meer gebaut worden waren. Pfahlmuscheln wuchsen büschelweise an ihnen. Ein paar ausgebleichene Hummerscheren lagen auf dem Boden. Sie hatte sie aufgehoben und in ihre Hosentaschen gesteckt, wenn sie hier auf das Postboot nach Eagle Island warteten. An Bord hatten sie dicht gedrängt neben den Postsäcken und den Lebensmittelkartons für den Inselladen gestanden, die Vorfreude hatte in Minas Brustkorb gesummt. Als sie nach einer halben Stunde Fahrt endlich auf der Insel ankamen, packte sie die Hummerscheren in einen Karton und sammelte den Sommer über noch Muscheln, Seeigel, Kiefernzapfen, Vogelfedern und Seesterne, legte sie dazu und bewahrte alles unter ihrem Bett auf, bis die noch feuchten Seesterne anfangen zu stinken und ihre Mutter sie zwang, alles wegzuerwerfen.

Sie bückte sich zu einer der Hummerscheren hinunter. Und dann bemerkte sie ihn. Er stand auf der anderen Seite der Mole und schaute zu ihr herüber. Dunkelgraue Augen, braune Locken, die unter einer Wollmütze hervorquollen. Er machte ein paar Schritte auf sie zu, und sein Schatten fiel auf ihr Gesicht. So wie jetzt hatte sie ihn auch früher in den Sommern auf Eagle Island angeschaut, immer ein wenig von unten nach oben. Weil er zwei Jahre älter und größer war als sie, aber auch weil sie sich nicht anmerken lassen mochte, wie gern sie ihn

hatte. Er hatte am Rand des Teiches gesessen und ihr dabei zugehört, wie sie untertauchte, um die Stichlinge anzuschauen, die um sie herumhuschten. Wenn sie wieder auftauchte, zerriß das »Krah-krah« der Krähen den warmen Sommermittag. Wortlos lagen sie nebeneinander, die Sonne brannte auf ihren Bauch. Dort draußen mit ihm war damals ihre Welt gewesen, eine Welt mit federnden Waldwegen, gezackten Ahornblättern, Farn, wilden Rosen und scheuen Rehen hinter den Bäumen. Sam kannte die Namen aller Blumen, aller Vögel und Fische, er raste mit ihr auf dem Gepäckträger seines Fahrrads den einzigen Hügel der Insel hinunter. Manchmal hielt er ihr seine zu Fäusten geballten Hände hin, sie tippte auf eine, er öffnete sie und zeigte ihr, was er darin verborgen hielt. Ein besonderes Schneckenhaus, einen Lolli mit Kaugummi-Kern, ein paar Blaubeeren. So verging Sommer um Sommer, in denen die Zeit unendlich schien. Er ließ sie auf seinem Rücken reiten, ihre Arme um seinen Hals geschlungen, als sie schon längst zu schwer geworden war. Sie wusste, dass Erinnerungen trügerisch sein konnten, aber sie war sich sicher, dass jedes Detail aus diesen Sommern mit Sam echt war.

Ihr Herz klopfte gegen ihre Rippen, und weil sie immer noch auf dem Boden hockte, um die Hummerscheren einzusammeln, klopfte es auch gegen ihre Knie. »Und, weißt du es noch?«, hörte sie ihn fragen. Sie schaute auf. Er deutete auf die Hummerschere in ihrer Hand. »*Humarus americanis*«, sagte sie. Er nickte anerkennend. »Du kannst ruhig aufstehen«, sagte er. »Mein Vater hat mir schon erzählt, dass er dich gestern am Strand aufgelesen hat. Er hat nur eine Weile gebraucht, bis er begriffen hat, dass du wirklich die kleine Mina Gray aus Philadelphia bist, die sich da im Sand suhlt. Eine etwas eigenwillige Anreise nach achtzehn Jahren Abwesenheit, aber es überrascht

mich nicht wirklich. Auch nicht, dass du immer noch nach Hummerabfall suchst.« Mina spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht schoss. Sie stand langsam auf. Sie hätte vieles sagen können, aber sie wusste nicht, wie sie anfangen sollte. Also schwieg sie. Er stand dicht vor ihr, sie konnte ihn riechen. Ein klarer, sauberer Geruch wie frisch gemähtes Gras. Sein Gesicht war schmaler geworden, härter, die Nase markanter, sein Blick ernst und klug, aber so spottlustig wie früher. Er streckte ihr seine Hand entgegen, sie ergriff sie. Warm und sicher lag ihre Hand für einen Moment in seiner. »Sam.« Sie sprach seinen Namen so vorsichtig aus, als würde sie eine Fremdsprache ausprobieren, dabei hatte es eine Zeit gegeben, nach den Sommern auf Eagle Island, in der sie seinen Namen oft gesagt und gedacht hatte. Er nahm mit der anderen Hand eine Strähne ihrer langen roten Haare und rieb sie zwischen den Fingern. »Nun«, sagte er, »es ist auf jeden Fall schön, dass du hier bist. Ich hoffe, du bleibst etwas länger.«

Als sie später im Bett lag, erinnerte sie sich, dass ihre Freundschaft damals genau so begonnen hatte. Diese kleine Geste, aus der Neugier, Interesse, vielleicht sogar Bewunderung, aber auch Spott des Inseljungen für diese jüngere rothaarige Städterin gesprochen hatte. Bis zu Christophers Tod hatte sie geglaubt, all diese Erinnerungen längst hinter sich gelassen zu haben.

4

SOMMER 1982

EAGLE ISLAND

Als hinter den verstreut daliegenden winzigen Felsinseln mit ihren dürren Fichten, den Kiefern und Tannen Eagle Island voll in ihr Blickfeld kam, stand Richard Gray wie in jedem der vorangegangenen sieben Insel-Sommer mit erwartungsvoller Miene an der Reling des Postbootes. Das Schiffshorn, das ihre Einfahrt in den Hafen ankündigte, ertönte und Richard stimmte laut »Blowin' in the Wind« von Bob Dylan an. Judith Gray drehte die Augen und schaute demonstrativ in die andere Richtung aufs Meer. »Im Sommer kehrt er immer den Alt-hippie raus, eigentlich ist er Jurist«, sagte sie zu den anderen Touristen an Bord mit einer Mischung aus Fremdscham und einer Zärtlichkeit, die sie manchmal überkam wie eine verblasste Erinnerung an die ersten unbeschwerteren Jahre ihrer Beziehung. Richard trug jedes Jahr dasselbe T-Shirt mit dem ausgewaschenen Schriftzug »Grateful Dead«, als sei es ein Glücksbringer, eine Beschwörung jener Wochen, die vor ihm lagen. Sie waren nach der zehnstündigen Autofahrt von Philadelphia viel zu früh an der Mole in Stone Harbor angekommen. Judith hatte sich auf einen Poller gesetzt, und Richard hatte für sie alle Limonade vom Kiosk geholt. Er schubste und rempelte mit Christopher wie ein Teenager, wahrscheinlich fühlte er sich selbst auch so. Mina sammelte die Hummerzangen auf, die am Rand der Mole herumlagen. Flüchtig hatte

Judith überlegt, ob sie ihre Tochter zurückrufen sollte, aber dann ließ sie es. Dieses Kind wusste so viel besser mit dem Meer umzugehen als sie selbst.

Als sie endlich an Bord waren, klammerte sich Mina neben ihr an die Reling.

»Mir ist komisch«, stöhnte Mina.

»Mit dem Komischsein musst du noch etwas warten, bis wir im Haus sind«, sagte Judith.

»Ich glaube, mir wird schlecht.«

Richard nahm Mina hoch und betrachtete ihr Gesicht. Es war rot, auf der Stirn bildeten sich dicke Quaddeln. »Lass mal deine Arme ansehen.« Er rollte die Ärmel von Minas Bluse hoch. Ein fleckiger Ausschlag überzog ihre Haut. »Hast du ihr etwas von dem Thunfisch-Sandwich gegeben?«, fragte er Judith.

»Natürlich nicht.«

Richard blickte zu Christopher, der ein paar Meter entfernt an der Reling lehnte.

»Ich weiß doch, dass sie allergisch gegen frischen Thunfisch ist«, sagte Judith. Sie kramte in ihrer Tasche nach den Notfall-tabletten für Mina, schob ihr eine in den Mund und gab ihr die Limonade. »Schluck runter, Mina, gleich wird es besser.«

Richard setzte sich auf den Boden des Bootes, Mina legte sich neben ihn und bettete ihren Kopf auf seine Beine.

»Es geht mir schon wieder besser, Dad«, sagte sie.

»Das ist gut, meine kleine Hummerprinzessin. Beim nächsten Mal passt du bitte auf, was du isst.«

Judith sah, wie Mina etwas später wieder aufstand und zu Christopher ging, ihre Hand in seine schob. Sie würde ihn niemals verraten, dachte Judith. Sie liebte ihn genauso, wie sie es tat.